

Beinah im Paradies

Jena, 17. September 1993

Noch bevor das Semester anfängt, musste ich noch mal nach Wiesbaden fahren, um ein paar Sachen aus meiner Wohnung zu holen. Schon nach drei Tagen war ich froh, wieder Richtung nach Jena zurückfahren zu können. Ich freue mich auf die vor mir liegenden zwei Wochen, die mir noch bleiben, bevor der Studienbetrieb losgehen wird. Als ich dann die ersten Häuser Jenas vom Zug aus sah, musste ich lächeln, als läge vor mir das Wiedersehen mit einem Geliebten.

Jena ist voller Attraktionen.

Ich nutze diese Tage bei dem anhaltend warmen Herbstwetter, um Jenas Attraktionen kennenzulernen. Völlig fasziniert saß ich vorgestern im Planetarium und ließ mich vom Sternenhimmel verzaubern, der über mir im Deckengewölbe aus dem blauen Dunkel strahlte. Nur der Nacken schmerzte nach der Sternenschau ein wenig von der permanenten Kopfhaltung.

Jena, 21. 9. 1993

Gestern besuchte ich die berühmten „Horizontalen,“ diese schmalen, in den Kalkstein geschlagenen Pfade auf den Hängen um Jena. Unglaublich wie hier die Blumen wachsen! Mächtige Glockenblumen, Handteller große Anemonen, betörend üppiger Klatschmohn, sie alle blühen hier zuhauf auf den besonnten Kalkfelsen, prächtiger als zu Hause, sie duften und leuchten auch viel intensiver. Die Wanderungen auf diesen Pfaden um die ausgedehnten, scharfen Kurven herum, wo der Weg notgedrungen dem Verlauf und der Gestalt der Felsmassive folgen muss, haben mich begeistert. Mir fällt ein, dass Goethe und Schiller in ihrem Briefwechsel die Wege auf den Hängen um Jena als die wunderbarsten Orte erwähnen, die man sich denken könne.

Je nachdem, in welches der Seitentäler man über die Horizontalen hinein wandert, gibt es Höhepunkte und ungewöhnliche Anblicke: Gestern kletterte ich staunend durch die „Diebeskrippen“, eine Felsformation auf halber Berghöhe, in der sich im 30-jährigen Krieg Frauen und Kinder tagelang vor den schwedischen Soldaten verstecken konnten. Später kam ich an der Studentenrutsche vorbei, einer steilen Felskerbe, in der das weiße Sandsteingeröll nach unten purzelt, sobald man darüber hinweg klettert. Es gab im Verlauf des Höhenweges auch eine schwierige Stelle, die man eigentlich nur passieren kann, wenn man schwindelfrei ist. Denn außer der eigenen aufrechten Körperhaltung hält hier den Wanderer nichts in der Senkrechten: Links geht es steil ab ins Tal, rechts setzt sich die Felswand nach oben fort. Ich überstand die Mutprobe mit klopfendem Herzen.

Jena, den 24. September 1993

Heute nahm ich mir die kurvenreiche Ausfallstraße Richtung Ziegenhain vor, einem kleinen Dorf im Seitental der Saale. Auf dem ansteigenden Sträßchen begleitete mich ständig der Anblick des Fuchsturms, der von oben auf den Ort herunterschaut. Am Turm machte ich dann später in einer Gaststätte halt und bestellte mir Klöße mit Rindsrouladen. Ich staunte über die Größe der Portion. Von meinem Platz aus konnte ich in das Tal mit dem Ort Ziegenhain und weiter bis an die Grenzen von Jena blicken. Aber das Größte hier waren die Wasserhähne auf den Toiletten.

Wenn hier neue Technik investiert wird, dann nur das Neuste vom Neuen.

Die müssen wohl der allerneuste Schrei auf dem Wessi-Markt sein, so neu, dass auch ich verblüfft vor dieser für mich völlig unbekanntem Technik stehen blieb: Wenn man die Hand unter den Wasserhahn hält, fließt das Wasser heraus. Man muss nichts aufdrehen, nichts herunterdrücken. Ein bisschen kam ich mir vor wie im Schlaraffenland, wo einem die gebratenen Tauben von selbst in den Mund fliegen sollen. Der Westen lässt sich offenbar nicht lumpen, wenn es darum geht, das Beste vom Besten in den Neuen Bundesländern zu präsentieren.

Ich lernte vor ein paar Tagen auch den Sonnenhügel kennen, der zur Universität führt, vorbei an einem verwunschenen alten Friedhof und einem Garten, der sich von der Straße den Hügel heraufzieht und sich Prinzessinnengarten nennt. Wenn man durch diese Anlage am Hang hinaufsteigt, landet man auf der Hügelkuppe inmitten der Universitätsgebäude, die von Villen und Kleinst-Palästen der zu früheren Zeiten meist begüterten Professorenschaft umgeben sind.

Entlang der Leutra verläuft eine kilometerlange mit Graffitis besprühte Mauer.

Aber auch in der Stadt selbst machte ich Entdeckungen. Besonders bemerkenswert fand ich die Straße, die vom Norden her in die Innenstadt hineinführt und von einem Seitenbach der Saale namens Leutra begrenzt wird. Hier stehen auf der einen Straßenseite städtische Mietshäuser lückenlos nebeneinander. Auf der anderen Seite der Leutra grenzt sich ein breiter Fußweg durch eine hohe Mauer vom Gelände der Universitätsklinik ab. Und diese Wand ist – offensichtlich, ohne einen Konflikt mit dem Ordnungsamt auszulösen - von oben bis unten auf ihrer ganzen Länge mit Farbbildern und Zeichen besprüht. Die grellen Farben und bizarren Formen der Graffitis geben der beschaulichen Gegend ein lebendiges, ja modernes Aussehen. Ich wurde es nicht leid, die verschiedenen Malereien und Sprühbilder zu betrachten und die Texte zu entziffern. Und ich entdeckte dabei immer wieder neue Sprüche, auch grobe, drastische Äußerungen. „Fuck you“, „Wessi go home“, „Wo ist unsere Zukunft hin?“, standen dort, neben weniger politischen Aussagen wie zum Beispiel überschwänglichen Liebesbekundungen oder die schlichte Mitteilung „I was here.“

Wo Carl Zeiss Jena war, klafft ein Baggerloch.

Diese Straße mündet in der Mitte der Stadt, unmittelbar vor einem überdimensionierten Bauloch. Hier werden die Gebäude der alten Zeiss-Werke saniert bzw. umgebaut. In dem riesigen Baggerloch, so groß und tief, dass zwei dreistöckige Häuser darin hätten verschwinden können, stand unten Manns hoch das Grundwasser. Mitten drin dümpelte ein umgekippter Bagger. Die Baustelle ruht vorerst. Im Hintergrund des Loches sah ich ein Meer von Glasfenstern an den erhalten gebliebenen alten Verwaltungsgebäuden der Zeiss-Werke. Alles war leer. Entleert von Menschen, Maschinen und Schreibtischen ... Die Zeiss-Werke kennt man immerhin auch im Westen. Warum sie nun, drei Jahre nach der Wende völlig zerstört, sprich umgebaut werden müssen, erschließt sich mir nicht. Dennoch, über der gewaltigen Baustelle liegt die Atmosphäre eines Neubeginns.

Jena, den 27.9. 1993

Noch eine Entdeckung:

Hinter dem weiten Platz im Zentrum der Stadt, dem Eichplatz, der mit Autos aller Westmarken über und über belegt ist, erhebt sich die alte gotische Hallenkirche Jenas. Ihr Anblick enttäuschte mich zunächst: Sie ist von Ruß überall schwarz eingefärbt.

kostenlose Orgelkonzerte in der gotischen Hallenkirche

Ich habe in meinen touristischen Unterlagen heute Abend nachgesehen: Die Schwärze der Mauern rührt noch vom Brand her, den die Truppen Napoleons gelegt hatten. Sie zogen nach der gewonnenen Schlacht auf der Hochebene oberhalb von Jena in die Stadt ein und setzten sie in Brand. Anschließend marschierten die französischen Soldaten übrigens in Richtung Weimar, wo Goethe sich vor ihnen auf dem Dachboden versteckte. Seine mutige Geliebte, Christiane Vulpius, fing die Franzosen an der Haustür ab und schrie sie erbost an, was sie mich erlaubten, bei dem Dichturfürsten Goethe einzudringen. Wenn sie nicht gewesen wäre, hätte der vielleicht noch am gleichen Tag an der nächsten Laterne gebaumelt. So aber verbrachte er den Abend mit einem hohen französischen Offizier in gemütlicher Runde, und sie plauderten bei einigen Gläsern besten Weines über deutsche und französische Dichtung.

Im Inneren der großen Hallenkirche überwältigte mich die strenge Schlichtheit. Ich betrat die Kirche, weil ich von den Orgelklängen angelockt wurde, die bei geöffneter Tür aus dem Dämmerlicht zu mir drangen. In den Bänken lauschten Menschen der Musik. Ich ließ mich ebenso nieder. Vor mir saß ein junges Paar. Er war blond, sie hatte kurze braune Haare. Ich konnte sie von hinten in aller Ruhe beobachten. Sie saßen dort ganz dicht beieinander. Ihre zärtlichen Berührungen unterstrichen für mich die Klänge, die durch den hohen Raum strömten. Sie wärmten mir das Herz. Ich hätte ihnen stundenlang zusehen können! Als ich erfuhr, dass hier jeden Mittwochabend regelmäßig kostenlose Orgelkonzerte stattfinden, beschloss ich, dort so oft, wie ich kann, hinzugehen.

Jena, den 29.9.1993

Wild und wunderbar liegt er da: der Botanische Garten.

Ganz vergessen habe ich, von meiner wichtigsten Entdeckung zu berichten, vom Botanischen Garten Jenas. Er liegt im Zentrum neben der Innenstadt. Hier empfängt mich jedes Mal, wenn ich ihn besuche, eine eigenartige, fast märchenhafte Stimmung: strotzende, bizarre oder auch nur anmutige Gewächse, wo man hinsieht, breit angelegte und mitunter versteckte Wege, eine ungeahnte Farbenpracht und Vielfalt der Blüten. Und überall liebevoll beschriftete Schilder, die jede Pflanze als die Vertreterin ihrer Art kennzeichnen und gleichzeitig als das einmalige Individuum ausweisen und wertschätzen, das sie ist.

Ich kenne den Botanischen Garten in Frankfurt am Main. Auch der muss zweifelsfrei als exzellent gelobt werden. Auch er zeigt sich übervoll mit Pflanzen und Blumen bestückt und exakt beschildert. Alles kommt hier hervorragend zur Geltung. Ja, man ist geneigt, zu sagen, die Pflanzenwelt wird dort unvergleichlich perfekt in Szene gesetzt. Hier aber, im Botanischen Garten von Jena, wird nichts inszeniert. Es kommt mir so vor, als leben all die Pflanzen nur für sich selbst und die Besucher seien von ihnen nur geduldet. Das Gelände wirkt dabei durchaus gepflegt. Überall sieht man Spuren der Gärtnerarbeit. Dort hat ein Gärtner eine Harke stehen gelassen, dort eine Schubkarre. Aber nichts hier scheint mit dem Lineal gezogen und nichts ist perfekt. Pflanzen verlassen gelegentlich das für sie vorgesehene Beet. Dort wartet eine Reihe von Stauden voller vertrockneter Blüten, wie vergessen. Und weiter den Weg hinunter hat ein Arbeiter eine Besucherbank in eine Arbeitsfläche verwandelt. Es kommt mir so vor, als würden die formenden und pflegenden Hände eines Gärtners mit der Vitalität und mit dem Eigenwillen der Natur hier nicht Schritt halten können – oder auch wollen. Aber gerade das ist es, was den Garten in Jena so einmalig macht.

Ganz besonders liebe ich in diesem kleinen Paradies die drei haushohen Gewächshäuser, in denen verschiedene Vegetationszonen ihre Heimat gefunden haben. Im Regenwald tropft es ohne Unterlass von den bis an die Decke des Glashauses reichenden Ästen und Zweigen und es riecht nach Schwüle und unendlichem Wachsen. Im Wüstenhaus bewundere ich bei jedem Besuch die riesigen, stacheligen Schwiegermutter-Sessel. Beeindruckend finde ich auch die riesige Viktoria-Seerosen, die ihre runden Blattrosetten wie stabile Planen auf das Wasser legen, und von denen es heißt, dass sie ein kleines Kind tragen können. Aber von dem dritten Haus fühlte mich ich am meisten angezogen. Hier taucht man in die feucht-warme Übergangszone ein, in der ewiger Frühling herrscht. Der Duft von Frische, Lieblichkeit und gleichermaßen nach Kraft erscheint mir jedes Mal wieder, ja ich assoziiere das Wort „göttlich“. Es stehen in einer beinahe zugewachsenen, verwinkelten Ecke dieses Frühlings-Hauses zwei schon etwas mitgenommene Korbstühle. Sie laden zum Verweilen ein, was ich ausgiebig tue und so beim Lesen der Zeitung glücklich im Frühlingsodem baden kann.

Goethe hatte den Botanischen Garten seiner Zeit angelegt. Hat er die Anlage nur geplant? Oder hat er sogar mit den Gärtnern zusammen Pflanzen gesetzt? Dem Alten ist alles zuzutrauen. Schließlich muss man es auch ihm zurechnen, dass eines der Stadttore der

mittelalterlichen Stadt Jena geschliffen wurde, weil die modernen Kutschen und die Heuwagen seiner Zeit nicht mehr hindurchpassten.

An den meisten Abenden dieses milden Septembers bin ich hier und sitze mit einem Buch in „meinem“ Korbessel, eingehüllt in den ewigen Frühling. Oder ich lauschte im tiefen Dschungel des Regenwaldhauses dem Regen, der auf die Glasdächer poltert.

Erzählung vom Schlaraffenland

Am Ausgang traf ich vorgestern einen der Gärtner und erzählte ihm, wie begeistert ich von dem Botanischen Garten hier bin. Der Mann seufzte lächelnd. Aus seiner Sicht sieht es gegenwärtig eher schlecht aus um seinen Garten. Früher, zu DDR-Zeiten waren sie acht Kollegen, die sich um dieses Kleinod kümmerten. Heute hat man alle Stellen gestrichen bis auf seine. Zwei ABM-Kräfte habe man ihm immerhin zur Seite gestellt, aber die waren früher beide bei Zeiss im Betrieb und haben leider keine Ahnung von Pflanzen. Er täte, was er könne, aber manches müsse eben liegen bleiben oder später gemacht werden. Es mache jetzt auch nicht mehr richtig Spaß, das Arbeiten, stellte er dann fest. Es gäbe nur Stress. Nie reiche die Zeit. Alles müsse nur noch schnell gehen.

„Das war früher anders. Wissen Sie, ich bin aktiv im Eisenbahnmodellbau, Vereinsvorsitzender hier in Jena. Dafür hab' ich jetzt überhaupt keine Zeit mehr“, erklärte der Mann.

„Aber Sie arbeiten doch heute auch nur 40 Stunden?“, fragte ich verwundert.

„Das spielte sich doch nicht nach Feierabend ab. Dafür haben wir immer frei gekriegt. War ja auch gesellschaftlich wichtig, sowas. Kultur und so, wissen Sie? Heute würden die mir eins husten, wenn ich frei haben wollte, weil wir Vorstandssitzung haben.“

„Im Ernst, dafür hat man Sie freigestellt?“ Ich konnte es nicht glauben.

„Warum denn nicht? Und dann machte man hier die Arbeit auch viel lieber, so ohne Stress und ohne diesen ständigen Druck und das auch noch so gut wie allein.“

„Bedauern Sie, dass es die Wende gab?“, fragte ich mutig. Drei Jahre danach darf man sowas fragen, oder?

„Ach ne, eigentlich nicht wirklich. Ich war letztes Jahr mit Frau und Kindern in Italien. Tolles Land. Hätten wir vorher ja nicht sehen können!“

„Und sonst?“

„Na ja, Schlange stehen ist vorbei, aber alles ist so unverschämt teuer. Früher kostete das Brot nur ein Viertel von heute.“

Er stutzte und sah auf die Uhr.

„Aber dann mal guten Abend, ich muss noch rüber zu den Fuchsien, die brauchen heute noch ne Extraration Wasser.“

Er winkte freundlich und ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Paradies DDR?', dachte ich, das konnte ja nicht gut gehen.'

Jena, den 30. September 1993

Was haben die Menschen eingetauscht, was haben sie bekommen? Wenn ich an die Worte

des Gärtners denke, meine ich, er käme just aus einem Paradies, aus einem Land, in dem Menschen nicht die Sklaven ihrer Arbeit waren. Wenn man den Rest nicht wüsste, könnte man wahrhaftig neidisch werden.

Jetzt jedenfalls ist das Paradies vorbei. Man hat sich ein anderes gewählt.

Gestern beim Bäcker und konnte ich ein Gespräch mithören, das mir zu denken gibt:

Ich stand dort in einer kleinen Schlange. Vier Kundinnen waren vor mir dran und ich beobachtete die Menschen um mich herum. Das ist jetzt das mein neues Hobby. Ich pflege es, seit ich in Jena bin.

„Was, zwei fünfzig für das Brot? Das gibt es doch nicht. Sie wissen ja, was wir dafür früher bezahlt haben, 60 Pfennige.“

„Unmöglich ist das!“, stimmte eine andere Frau zu. „Das haben wir nun vom Westen. Aber ich kann mir das nicht leisten, bin ja bei Zeiss rausgeflogen!“

Die anderen Kundinnen nickten zustimmend.

„Das ist wirklich das Letzte. Woher denken die da drüben, sollen wir so viel Geld nehmen?“, schimpfte die erste Frau.

„Ich kann ja auch nichts dafür“, meinte jetzt die Bäckersfrau.

„Geht ja auch nicht gegen Sie, Frau Bartsch.“

„Weiß ich ja. Und das ist wirklich unmöglich, da gebe ich ihnen Recht,“ gab nun auch die Bäckersfrau zu.

Die Brotpreise sind jetzt viermal so hoch wie zu DDR-Zeiten.

Die Frau kaufte das teure Brot schließlich doch.

Ich fragte mich: Könnte es einen so deutlich geäußerten Unmut über hohe Preise bei uns gegeben? Unvorstellbar. Im Westen wagt es doch keiner, blicken zu lassen, dass die verlangten Preise für ihn zu hoch sind. Armut gilt dort als unfein. Man versteckt sie.

Ich jedenfalls packte fröhlich mein Brot ein und kaufte gleich auch noch vier von den speziellen Vorwende-Brötchen, die, wie man sagt, kleiner, aber gehaltvoller sind als die aufgeblasenen Brötchen, die die Wessis mitgebracht haben.

Ein Land, wo Armut keine Schande, sondern ein Grund ist, sich über teure Preise lauthals zu beschweren, das ist mir sympathisch, das macht mir Hoffnung.